Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 100. Bromberg, den 9. Oktober 1924.

Zwischen Himmel und Erde.

Von Otto Ludwig.

(20. Fortsetzunv.)

So schwärmte, lachte und weinte das fiebernde Weib in seinen Armen fort. Alles vergessend, wie ein Kind an einem Abgrund spielend, den es nicht sieht, ruft sie unbewußt eine Gefahr herbei, tötlicher als die, über deren Vorbeigehen sie jubelt, drohender als die, wogegen sie den Mann mit ihrem Leibe decken will. Sie ahnt nicht, was ihr leidenschaftlich Tun, die Süßigkeit ihrer unbekümmerten Hingebung, was ihre Liebkosungen, was ihr warmes, schwellendes Umfangen in dem Manne aufregen muß, der sie liebt; daß sie alles tut, was den Mann, dessen Rechtlichkeit und Edelmut sie sich so unbekümmert anheim gibt, Rechtlichkeit und Edelmut im Tumulte des Blutes vergessen machen kann. Sie hat keine Ahnung, welchen Kampf sie in ihm entzündet, und wie sie ihm den Sieg erschwert, wenn nicht unmöglich macht. Und er weiß nun, das Weib in seinen Armen war sein; der Bruder hat ihn um sie und sie um ihn betrogen. Jetzt weiß er's, wo das Weib in seinen Armen ihm die Größe des Glücks zeigt, um das der Bruder ihn betrogen hat. Er hat sie geraubt und noch mißhandelt; und für alles, was er um ihn gelitten, getan, verfolgt er ihn noch und steht ihm nach dem Leben. Gehört das Weib dem, der sie ihm gestohlen, der sie mißhandelt, den sie haßt? Oder ihm, dem sie schändlich gestohlen worden ist, der sie liebt, den sie liebt? Das alles waren nicht deutliche Gedanken; hundert einzelne Empfindungen, die, in den Strom eines tiefen und wilden Gefühls hingerissen, durch seine Adern stürzten und die Muskeln seiner Arme spannten, etwas, das sein ist, an sein Herz zu pressen. Aber eine dunkle Angst drängt dem Strom entgegen und hält die Muskeln wie im Starrkrampfe fest. Das Gefühl, er will etwas tun, und ist sich nicht klar, was es ist, wohin es führen kann; eine fernere Erinnerung, daß er ein Wort gegeben hat, das er brechen wird, läßt er sich fortreißen. Die dunkle Vorstellung, als stehe er wie an seinem Tische, und, bewegt er sich, ehe er sich umgesehen, könne er etwas wie ein Tintenfaß auf etwas wie Wäsche oder ein wertvolles Papier werfen; all dem lag die angstvolle Vorahnung zugrunde, er könne mit einer Bewegung etwas verderben, was nicht wieder gut zu machen sei. Er rang schon lange unter den berauschenden Tönen nach etwas, ehe er wußte, daß er rang, und daß dies Etwas die Klarheit war, das Grundbedürfnis seiner Natur. Und nun kam sie ihm und sagte: „Das Wort, das du gegeben hast, ist, die Ehre des Hauses aufrecht zu erhalten, und was du tun willst, muß sie zernichten.“ Er war der Mann und mußte für sich und sie einstehen. Sie brandmarkte den Verrat, den er mit einem Drucke, mit einem Blicke, an dem rührenden, unbedingten Vertrauen üben würde, das aus des Weibes Hingebung sprach, mit aller Schmach, die sie fand. Sie zeigte ihm die Reinheit des Gesichtes, das an seinem Herzen lag und schwärmend zu ihm aufsah, und wie er mehr an ihr und an sich selbst verderben würde, als um was er ihren und seinen Feind anklagte. Noch stand die heilige Scheu schützend zwischen ihm und ihr, die ein einziger Druck, ein einziger Blick, für immer verscheuchen konnte. Und doch sah er angstvoll nach einem Helfer sich um. Wenn nur Valentin käme! Dann mußte er sie aus seinen Armen lassen. Valentin kam nicht. Aber die Scham über seine Schwäche, die die Hilfe außen suchte, wurde zum Helfer. Er legte die Kraftlose sanft auf den Rasen. Als er die weichen Glieder aus den Händen ließ, verlor er sie erst. Er mußte sich abwenden und konnte einem lauten Schluchzen nicht wehren. Da sah der jüngste Knabe neugierig in den Hof. Er eilte hin, hob das Kind in seine Arme, drückte es an sein Herz und stellte es zwischen sich und sie. Es war eigen; mit dem Drucke, mit dem er das Kind an sein Herz gedrückt, entband sich der wilde Drang und nun erst lösten sich die gespannten Muskeln. Er hatte sie in dem Kinde an sein Herz gedrückt, wie allein er sie an sein Herz drücken durfte. Die Frau sah ihn den Knaben zwischen sich und ihn stellen und verstand ihn. Glühende Röte stieg ihr bis unter die wilden braunen Locken. Sie wußte nun erst, daß sie in seinen Armen gelegen, daß sie ihn umfaßt hatte und mit ihm gesprochen, wie es nur erlaubte Liebe darf. Sie sah nun erst die Gefahr, an deren Abgrund sie ihn und sich gestellt. Sie richtete sich auf den Knien auf, als wollte sie ihn flehen, sie nicht zu verachten. Zugleich fiel ihr wieder ein, der Mann konnte sie belauscht haben und die Drohung noch vollziehen. Dann hatte sie ihn durch die Freude über seine Rettung erst verdorben. Er sah das alles und litt es mit ihr. Er hatte sich abgekämpft, ihr nicht zu zeigen, was in ihm vorging; aber der Kampf selbst in seinem Innern war nicht ausgekämpft. Er neigte sich zu ihr und sagte: „Du bist meine brave Schwester. Du bist braver als ich. Und über uns und deinem Manne ist Gott. Aber nun geh hinein, Schwester, liebe brave Schwester.“ Sie wagte nicht aufzusehen, aber durch die gesenkten Lider sah sie seine Milde, das tiefe, unausschöpfbare Wohlwollen, die unvernichtbare Menschenachtung auf seiner leuchtenden Stirne und um den sanften Mund. Und wie er ihr bewußter und unbewußter Maßstab war, wußte sie nun, sie war nicht schlecht. Und sie konnte es auch nicht werden; er trug sie bewahrt wie die Mutter das Kind auf seinen starken, vorsehenden Armen. Er wuchs ihr, wie sie ihn durch die gesenkten Lider sah, mit dem Haupte bis an den Himmel. Sie wußte, daß ihm der Mann nicht schaden konnte. Apollonius gab ihr den Knaben in den Arm und bot die Hand, sie aufzurichten. Sie bebte unter der Berührung und wie sie noch auf den Knien lag, stieg ihr Gedanke zu ihm auf wie ein Gebet. Er führte sie an die Türe. Vom Schuppen her kam Herr Nettenmair mit dem Gesellen. Fritz Nettenmair, der ihnen nachschlich, sah noch, wie er sie führte.

Nichts von alledem, was er heute gewollt und was er heute gelitten, stand in Herrn Nettenmairs verknöchertem Antlitz zu lesen, als er heimkam. Die junge Frau und Valentin mußten eine Predigt über grundlose Einbildungen anhören; denn die Geschichte hatte sich ausgewiesen, wie sie war, nicht wie sie der Valentin zusammengeängstelt hatte. Der Reise Fritz Nettenmairs gedachte er als eines lange von demselben gehegten, aber von ihm erst heute genehmigten Vorhabens. Apollonius erhielt den Befehl, sogleich mit den Geschäftsbüchern auf des alten Herrn Stube zu kommen. Der alte Herr gab vor, er wollte den Stand des Geschäftes genau kennen lernen. Sein wahrer Zweck dabei war, Apollonius so lange bei sich in Sicherheit zu behalten, bis sein Bruder abgereist sei. Apollonius konnte, ohne wegen der nächsten laufenden Ausgaben in Verlegenheit zu kommen, das Geld zu des Bruders Reise bis Hamburg beschaffen. Dort wußte er einen früheren Kölner Freund, der sich in sehr guten Verhältnissen befand, und der, um manche geleistete Dienste zu vergelten, ihm öfter und noch neulich eine Geldhilfe angeboten hatte. Auf des Vaters Stübchen schrieb er an ihn. Der Freund sollte dem Bruder einen Platz auf einem Passagierschiffe besorgen, seine Aufenthaltskosten bestreiten und ihm, aber nicht eher als unmittelbar vor der Abfahrt eine gewisse Summe Geldes übermachen, alles auf Apollo=

nius' Rechnung. Valentin mußte noch den Abend auf die Post, um den Brief aufzugeben und Fritz Nettenmair einschreiben zu lassen. Der Wagen ging eine Stunde vor Sonnenaufgang ab; noch eine Stunde früher sollte Valentin auf dem Zeuge sein und sich bei dem alten Herrn melden.

So war das Leben in dem Hause mit den grünen Laden immer schwüler geworden. Diese Nacht mit ihrer stillen Unruhe glich der angstvollen Stille, darin die Kräfte eines Meersturms seinen Ausbruch vorbereiten. Es war ein eigenes Treiben. Wer in dieser Nacht in das Haus hätte hereinsehen können, aber nicht in die Seelen der Menschen darin, der wäre aus einer Befremdung in die andere gefallen. Sonst, wenn ein Glied einer Familie zu einer Reise sich rüstet, von der es vielleicht nie wieder heimkehren wird, drängen sich die übrigen um ihn. Je weniger der Augenblicke werden, die er noch mit ihnen zubringen kann, je tiefer werden sie ausgenossen. Jahre des gewöhnlichen Miteinanderlebens drängen sich in ihnen zusammen. Jeder Blick, jedes Wort, jeder Händedruck wird als ein ewiges Andenken gegeben und genommen. Stundenweit her kommen die Freunde des Scheidenden, ihn noch einmal zu sehen. Nach Fritz Nettenmair sahen die Leute im Hause nicht. Sie schauderten, ihm zu begegnen, als wäre er ein schreckendes Gespenst. Und wie ein solches schlich er darin umher und wich den Menschen aus, wie sie ihm. Und die Menschen, denen er ausweicht, die ihm ausweichen, sind nicht fremde; sein Vater ist's, sein Bruder, sein Weib und seine Kinder. Ein Reisender, der nicht gesehen wird, der sich nicht sehen läßt, der kein Lebewohl gibt und kein Lebewohl nimmt, und der doch freiwillig reist, und dessen Reise die anderen wissen und genehmigen!

Apollonius mußte dem alten Herrn die Geschäftsbücher vorlesen, ein wunderlich zweckloses Werk! Denn weder er noch der alte Herr war im Geiste bei den Zahlen. Und der alte Herr tat noch dazu, als wisse er schon alles. Daß Apollonius die Gefahr des Hauses ihm verschwiegen erwähnte er natürlich nicht; von den Gedanken, die sich bei ihm daran knüpften, ließ er keinen sehen. Aus seinen diplomatischen Reden, zu denen er sich bisweilen zusammenraffte, um dem Schattenspiel vor dem Sohne einen Schein der Wirklichkeit zu geben, konnte man vielleicht erraten, wenn man genauer aufmerkte, als es Apollonius möglich war, der alte Herr habe alles gehen lassen, um zu zeigen, wohin es kommen müsse, ziehe er die Hand vom Ruder ab, und daß er gesinnt sei, von nun an selbst wieder das Schiff zu leiten. Dazwischen fragte er den Sohn einmal wie beiläufig, ob er etwas Genaueres von dem Verunglückten in Tambach wisse. Apollonius konnte ihm sagen, er kenne den Mann; es sei derselbe ungemütliche Gesell, der vordem bei ihnen gewesen. „So?“ sagte der alte Herr gleichgültig. „Und weiß man, was die Ursache war?“ Apollonius hatte gehört, das Seil, das über dem Verunglückten gerissen, sei ein fast neues, aber es müsse an der Stelle des Risses rundum mit einem scharfen, spitzen Werkzeug durchschnitten gewesen sein. Der alte Herr erschrak. Er ahnte einen Zusammenhang, auf den auch andere kommen konnten. Valentin, wußte er, hatte vorhin beredet, der Arbeiter, der den Karren mit dem Handwerkszeuge nach Brambach gefahren, müsse auf dem Rückweg ein Anschleifseil verloren haben. Apollonius hatte den Valentin vamit beruhigt, er habe das Seil in Brambach verliehen. Der alte Herr war nun überzeugt, auch Apollonius müsse einen Zusammenhang ahnen, wenn nicht mehr, als nur ahnen; und habe durch die Antwort an Valentin ihn den Augen des alten Gesellen entziehen wollen. Er sah, daß Apollonius in seinem, des alten Herrn Geiste verfuhr. Von dieser Seite war also nichts zu fürchten. Aber es konnten Umstände im Spiele sein, die trotz Apollonius' Vorsicht eine Entdeckung herbeizuführen drohten. Er ließ seine Zurückhaltung, so schwer dies ihm fiel, diesmal beiseite, und Apollonius mußte, gefragt, sagen, was er wußte. Es war folgendes. Den ersten Tag hatte Apollonius in Brambach nur die Leiter gebraucht. Der Geselle war im Wirtshaus gewesen, als er ankam. Denselben Abend noch hatte er ihn über den Hof schleichen sehen. Am anderen Morgen fehlte das Seil. Er hatte sogleich Verdacht auf den Gesellen, aber nach seiner gewissenhaften Weise zögerte er, ihn auszusprechen. Auf dem Heimwege, vor dem Tor der Stadt, erfuhr er das Unglück, das ihn getroffen. Zugleich, daß der Gesell bei keinem Meister gestanden, sondern auf eigene Hand die kleine Reparatur an dem Schieferdache in Tambach unternommen. Ein Stück des von ihm hinterlassenen Handwerkszeugs, ein Zimmerbeil, war schon von dem rechtmäßigen Besitzer als ihm entwendet beansprucht worden. Bald darauf machte die Warnung Christianens ihn gewiß, das Seil, durch dessen Zerreißen der Gesell verunglückt, war das seine. Wie die Sache nun stand, durfte er sich natürlich nicht zu dem Eigentumsrechte daran bekennen; er mußte seiner Ehrlichkeit sogar den Zwang antun, durch Erdichtung fremder Vermutung der Wahrheit zuvorzukommen. Der alte Herr gebot dem Sohne, weiter zu lesen. Apollonius tat es, aber im Geiste waren beide wiederum bei anderen Dingen. Apollonius wollte sich zwingen. Es war seiner sonstigen Art so geradezu entgegen, nicht mit ganzer Seele bei der Sache zu sein, die er trieb. Es gelang ihm nicht. So griff fremde Zerrüttung auch in diese gleichgewichtige, wohlgeordnete Seele herüber. — Endlich kam Valentin, erhielt das Reisegeld für Fritz Nettenmair und die Anweisung an den Hamburger Freund und die Weisung, des Reisenden Gepäck nach dem Posthofe zu tragen, und etwaigen Auftrages harrend in seiner Nähe zu bleiben, bis er abgefahren sei. Eine Stunde später kam er zurück und hatte den Befehl vollzogen. Er erzählte, Fritz Nettenmair freue sich auf das neue Leben in Amerika. Sie sollten sich wundern über ihn, wenn sie ihn wiedersähen. Er konnte kaum die Zeit erwarten. Der alte Herr richtete sich innerlich hoch auf; er meinte grimmig, Apollonius könne vor Schlaf in den Augen nicht mehr lesen, und schickte ihn ins Bett. Das begonnene Werk fortzusetzen müsse sich ein andermal Zeit finden.

Und Fritz Nettenmair? Wie war ihm zu Mut in dieser Nacht? Als er ruhelos wie ein gequälter Geist bald händeringend, bald fäusteballend den Gang vom Hause nach dem Schuppen und wieder von dem Schuppen nach dem Hause schlich? Bald schrak er vor einem fallenden Blatt zusammen, bald wünschte er, das Haus stürzte über ihn und begrübe ihn. So oft er den Weg durch den Gang zurücklegte, so oft bäumte sich seine Seele im wildesten Trotz empor, so oft sank sie in die hingebendste Hilflosigkeit zurück. Er war entschlossen, zu gehen — und sie dem Gehaßten zu überlassen? Daß sie ihn höhnten? Sie hatten ihn ja so weit gebracht, um ihn los zu werden; dann war ihr einziger Wunsch erfüllt. Nein! er wollte bleiben! er mußte bleiben! — und dann faßten ihn wieder die Gerichte — denn der im blauen Rocke hielt sein Wort — und schlossen ihn mit Ketten fest, und — dann war's dasselbe. Sie hatten wieder ihren Zweck erreicht. — Dann bewegte Fritz Nettenmair heftig die Arme vor sich hin, als rüttele er schon an den Gittern des Kerkerfensters und atmete so mühsam, als erstickte ihn schon der Dunst der feuchten Wände. Dann überfiel ihn in plötzlicher Abspannung das ganze Bewußtsein seines grenzenlosen Elendes, der Jammer gänzlicher Verlassenheit. Goldene Bilder stiegen auf; die verlorene Seligkeit marterte ihn mehr, als die gewonnene Verdammnis. Da hüpfte er als schuldloses Kind den Gang hin, dem entlang er jetzt die Überlast seines Elends schleppte; da waren Menschen, die ihn liebten. Wie klang der Mutter Stimme, die ihn rief, so süß! Und jetzt liebte ihn niemand mehr. Die fremden Menschen verachteten ihn; die ihn lieben sollten, schauderten vor ihm. O nur ein einzig Herz, dem sein Scheiden weh täte, und er ginge und würde ein anderer Mensch! Jetzt sieht er jeden freundlichen Blick, den er nicht beachtet in der Verblendung seiner Leidenschaft. Das Lächeln um die angstzuckenden Lippen des kleinen Ännchens steigt vor ihm auf; jetzt erkennt er die unermüdliche Liebe, die er zurückstieß, die immer wiederkam, so oft er sie zurückstieß, bis er ihr Gefäß zerbrach; jetzt, wo sie ihn retten könnte, wäre sie nicht tot durch seine Schuld; jetzt ergreift ihn das Mitleid mit dem Kinde mit so schmerzlicher Gewalt, daß er sein eigen Elend darüber vergäße, wär's nicht ein Teil davon. Das Ännchen ist tot, aber er hat noch Kinder; sie müssen ihn lieben, sie sind ja sein. Sein Herz schreit nach einem Liebeswort. Seine Arme öffnen sich krampfhaft, etwas, was sein ist, an sein Herz zu pressen, damit er weiß, er ist nicht verloren; und verloren ist keiner, der noch einen Menschen hat auf der Welt. Mit erneuten Kräften eilt er den Gang, den Hausflur hindurch, durch Stuben- und Kammertür. Ein Nachtlicht, vom Schirm bedeckt, gibt dem Vater Schein genug, seine Kinder zu sehen. An dem nächsten kleinen Bette sinkt er in die Knie. Ein längst verlernter Laut flüstert durch seine Lippen, und wie ihn diese Lippen nie flüstern gekonnt. „Fritz!“ Er will die Kinder nur einmal an sein Herz drücken, ihre Liebe sehen und — gehen. Gehen und ein anderer Mensch werden, ein besserer, ein glücklicherer! Der Kleine erwacht; er meint, die Mutter hat ihn gerufen. Lächelnd öffnete er die großen Augen und — erschrickt. Vor dem Mann an seinem Bette fürchtet er sich. Es ist ein fremder Mann. Ein schlimmerer Mann, als ein fremder Mann. O nur ein zu bekannter Mann! Und doch fremder als fremd. Es ist der Mann, der das Kind so oft zornig angeblickt, der Mann, vor dem die Mutter schützend es in die Kammer schloß, weil es nicht sehen sollte, was der Mann ihr tat. Und dann stand es zitternd und horchte an der Tür, dann ballten sich die kleinen Händchen im ohnmächtigen Zorn. Er hat ja das Kind ihn hassen gelehrt, nicht ihn lieben. „Fritz“, sagte der Vater voll Angst: „Ich gehe fort; ich komme nicht wieder. Aber ich schicke dir schöne Äpfel und Bilderbücher und denke jeden Augenblick tausendmal an dich.“ „Ich will nichts von dir,“ sagte der Knabe furchtsam trotzig. „Onkel Lonius gibt mir Äpfel; ich mag

deine nicht." „Hast auch du mich nicht lieb?" sagt der Vater mit brechender Stimme am zweiten Bettchen. Der kleine Georg flieht zum Bruder zu dessen Bett. Dort halten sich die Kinder in Angst umschlungen. Dennoch ist er trotzig, und soviel Widerwillen, als ein Kindesauge fassen kann, blickt aus den seinen. „Die Mutter hab' ich lieb, den Onkel Lonius hab' ich lieb," sagt das Kind; „dich mag ich nicht. Laß uns geh'n, ich sag's dem Onkel Lonius!"

Fritz Nettenmair lacht im wilden Hohn und schluchzt zugleich im hilflosen Schmerz. Die Kinder sind ja nicht mehr sein. Er ist ja ihr Vater nicht mehr. Er ist's. Er! Seine Kinder sind's. Er ist ihr Vater. Er, der ihm alles genommen hat, hat ihm auch die Kinder genommen. Das, was man dem Elendsten läßt. Wenn er gehn müßte, er! die Kinder hingen sich an ihn. Eher rissen die Händchen, als daß sie ihn ließen. Und das Weib hier, dies schöne Weib mit dem Engelsantlitz, auf das selbst die Lampe liebend alle ihre Strahlen sammelt und mehr Glanz von ihr gewinnt, als sie von der Lampe; dieses Weib, sein Weib, seins! auch sein, wie alles, was einmal mein war! Sie ist in ihren Kleidern zu Bett gegangen; sie kann die Stunde nicht erwarten, wo ich gehe; und ging er, diese Rosen würden bleich, sie flösse sterbend in ihn hinüber, um nicht getrennt von ihm zu sein. Wie sie auffahren würde, sagte ihr einer in den Traum hinein, den sie von ihm träumt, denn sie lächelte, er geht! Er, ihr — Nein! ich will nicht gehen! Nein! ich kann nicht gehen! Lieber tausendmal sterben! Und er hat ja dem Tode schon ins Angesicht gesehen, vor Stunden erst, als er vor dem Vater auf der Rüstung hingestreckt lag. Es war ein Kinderspiel, das Sterben, gegen solch ein Leben. Es war — denn auch er war tot. Es wäre es noch, wäre auch er noch tot. Und er wäre an ihr gerächt, an ihr hier mit dem teuflischen Engelslächeln; und er wäre an dem Vater gerächt, der ihn von Beaten riß, von seinem guten Engel. Und an den Knaben, die ihn zurückgestoßen, an dem toten Ännchen, das ihn verderben half und noch Tag und Nacht ihn quält. Er wäre — aber er war's ja nicht. Er mußte gehen; er wurde noch elender, als er schon war; und die er haßte, die ihn verdorben, wurden glücklich durch sein Gehen. Er machte sie alle wieder zu Teufeln, um von ihrem Glanze nicht vernichtet zu werden. Er haßte in ihnen wieder, was er an ihnen getan; er haßte in ihnen selbst die Gewalt, die er sich antun mußte, Teufel in ihnen zu sehen. Und brach ihr Glanz dennoch durch die Schwärze, in die er sie angstvoll sich versteckte, standen sie als Engel über ihm, nun haßte er sie noch mit dem Neide der Teufel. Er hatte die Grenze überschritten, über welche keine Rückkehr mehr ist. Wie er die Frau in ihrer Schönheit dort liegen sah, trat ihn noch einmal der Gedanke an, diese Schönheit zu vernichten. Aber die einmal geweckte Erinnerung an den Augenblick, wo er todgefaßt vor dem Vater lag und an das, was der Vater mit ihm wollte, erwies sich mächtiger und vertrieb ihn. Das Bild des Augenblickes blieb ihm und tauschte nur die Personen. Er malte es immer farbiger aus. Und nun war es eine wilde Freude, was ihn den Gang zwischen Haus und Schuppen hin und her trieb. Seine Arme bewegten sich so heftig, als vorhin, aber es waren nicht Gitterstäbe, mit denen er rang. Unterdes war der Mond aufgegangen. Das Haus mit den grünen Laden lag so friedlich in seinem Schimmer da. Kein Vorübergehender hätte ihm die Unruhe angesehen, die es hinter seinen Wänden barg; keiner den Gedanken geahnt, den drin die Hölle fertig braute in einem verlorenen Gefäß.

(Fortsetzung folgt.)

Ave Maria.

Von Franz Alfons Gayda-Berlin.

Sie entstammte einer wohlhabenden, angesehenen Familie der Stadt, und aus der bürgerlich, wie religiös orthodoxen Einstellung der Eltern empfing sie eine Erziehung, die ihr nur wenig Wissen um Welt und Leben gab. Und als ihr die Eltern den künftigen Gatten zuführten, vermochte sie aus einer starken, instinktiven, innerlichen Abwehr sich dennoch kein entscheidendes Nein zu entringen. Ihr eigenwilliger, seltsam beschwingter Geist spürte die Unmöglichkeit, mit diesem Manne den Grad der Einheit zu erreichen, die der tiefere Sinn jeder guten Ehe ist. Nicht klar zu bestimmen, aber tief empfunden war das Gefühl der Überlegenheit des Guten und Reinen in ihr, ihres höheren Seins.

Freunde, Neider und Neugierige füllten die festlich geschmückte Klosterkirche. Das Mysterium des Ehesakramentes erschütterte sie tief, ein Erschauern vor der Passion ihres Weibstums machte sie erblassen, und als in dies Wogen ihrer Seele vom Chor die selig-zarten Ave-Maria-Klänge schwebten, — ergriff sie eine Wirrnis der Sinne, darob sie die Wirklichkeit um sich nur wie durch dichte Schleier wahrnahm.

Gierig und heftig war die Liebe ihres Mannes, unmelodisch sein Wesen und Sein. Und wie ihr seit dem ersten Tage der Ehe viele jener zarten Fäden rissen, die Seele, Traum und Leben wundersam verknüpft hielten, wiewohl seit jenem ersten Tage die Grausamkeit der Wirklichkeit sie verletzte —: das Wort Ja am Altar und die ungeheure Macht jener einseitig-starren Erziehung, die ihr Unterdrückungswerk schon am kleinen Kinde verübt, banden sie fest. Noch war Fremdes, Unpersönliches stärker als ihr eigenes Selbst. Im zweiten Jahre aber erwuchs ihr Weibstum in dieser harten, dunklen Schule herb und groß zu schwermutsvoller, tiefer Schönheit.

Doch über zu breite, zu tiefe Abgründe hilft kein Brückenschlagen der Vernunft, der Geduld, des Verzichts und Opfers. Heimlich fraß immer stärker die Erkenntnis von ihrer menschlichen, geistig-seelischen Überlegenheit in ihm, und da ihm die Größe mangelte, solches Erkennen durch treues, zartes Sich-üben in Liebe und Güte zu überwinden, machte ihn die verletzte Männlichkeit und die verbitterte Eigenliebe brutal und ungerecht. Und der bösen Worte und groben Gebärden gab es nun häufig in ihrem Hause. Er vergaß vor der Gewalt ihrer Anmut, daß ihre Mitgift ein Hauptgrund dieser sonst grundlosen Ehe war; er entbrannte angesichts der immer tieferen Verschlossenheit seines Weibes in maßloser Leidenschaft, vor der sie flüchtete und die sie verabscheute.

Die Ave-Maria-Klänge des hochzeitlichen Tages hatte sie nie wieder aus der Seele bannen können; und in der alten, heilsam schweigenden Klosterkirche schlichtete sich oft der Aufruhr ihrer gepeinigten Seele. Der menschenferne Friede dieser Stätte, der Nachhall jener seligen Maria-Hymne spielten sich dabei unmerklich immer wunschtiefer, wunschstärker in ihr Herz.

Mit Schmach waren nun ihre Tage oft überhäuft; ihr Menschentum und Frauentum ertrug härteste Proben und ihr großer, reiner Sinn begegnete einem kläglichen, schmutzig-diesseitigen. Der Trunk faßte ihren Mann mit übelriechenden Fäusten, und als sie sich ihm in dieser Not verweigerte, geschah es, daß er sie hart und blutig schlug — — und auf Straßen sich suchte, was er zu Hause nicht fand.

So sprangen die verdeckten Abgründe sichtbar auf — sie ging — und nun sprang in ihm eine andere verdeckte Untiefe auf: die innere Haltlosigkeit; ein Pistolenschuß endete die kurze Bahn seines Daseins.

Es ging ein Jahr dahin, als wieder Freunde, Schadenfrohe und Neugierige die festlich geschmückte Klosterkirche füllten. Und als der greise Priester der schönen Nonne nach dem Gelübde den Schleier um das Haupt legte, als das Mysterium des geistigen Verlöbnisses mit dem Göttlichen sie tief erschütterte, sang und musizierte der Chor in selig-zarten Klängen das Ave-Maria, daß der aufkeimende Friede in ihrer Seele nun ganz aufgeblüht sie erfüllte und sie tief und klar das zweite Ja ihres Lebens sagen konnte.

Wilhelm Busch.

Eine wahrhafte Begebenheit.

Von Otto Luthes.

Eine Gesellschaft kunstbeflissener junger Leute kam auf einer Wanderung in das Dörfchen Mechtshausen im Hannöverschen, wo Wilhelm Busch gestorben ist. Sie suchten den Kirchhof auf und besahen mit Andacht die einfach würdige Grabstätte des großen Humoristen, sprachen nachher auch den Pfarrer des Ortes, der, ein Neffe des Verstorbenen, seine letzten Lebensjahre betreut hatte, und setzten dann, ganz erfüllt von den süßen Schauern der Erinnerung an einen bedeutsamen Toten, ihren Weg fort. Auf einer Höhe vor dem Dorfe trafen sie einen eisgrauen Schäfer. Sie ließen sich in ein Gespräch mit ihm ein, ein Wort gab das andere, und zuletzt fiel auch der Name Wilhelm Busch.

„Ja", sagte der Schäfer in tiefen, schier grollenden Tönen und wiegte das greise Haupt — „der Mann ist uns zu früh genommen worden."

Die jungen Leute überlief es heiß, daß das Andenken des schwermütigen Spötters selbst in diesem einfachen Manne so lebendig war.

„Sie haben ihn lieb gehabt?" fragte einer.

Der Schäfer hörte nicht. Sein Blick ging ins Weite, dort hinüber, wo im Duft das Dörflein versank, und mit Grabesstimme sagte er: „Der Mann hätte uns länger erhalten bleiben müssen."

Eine ergriffene Stille trat ein.

Dann wagte noch einmal einer das Wort: „Sie fühlten, daß er etwas Großes war?"

Der Schäfer sah den Sprecher verständnislos an. Dann aber, das Auge wieder fernhin gerichtet, nickte er ein paarmal und sagte: „Er war unser bester Steuerzahler. So einen kriegen wir nicht wieder ins Dorf."

Die Liebesprobe mit dem Apparat.

Die Eignungsprüfung für die Ehe.

Ein englischer Gelehrter, der Herausgeber der Zeitschrift „Science and Invention“, Dr. Grensback, vertritt den Standpunkt, daß die Wissenschaft heute so weit ist, um die Ehe, die bisher ein dem Zufall unterworfenes Glücksspiel war, zu einer durch Versuche in ihrem Erfolg gesicherten Einrichtung zu machen. Da nun einmal die Grundlage jeder glücklichen Ehe eine starke gegenseitige Neigung ist, so meint er, man müsse den bei Mann und Frau vorhandenen Grad der Liebe prüfen, um festzustellen, ob er für eine Eheschließung genügt. „Zufälle, die im Lauf der Ehe eintreten, können wir natürlich nicht vorher berücksichtigen“, erklärt er, „aber durch eine Reihe ganz einfacher Experimente kann sich jeder über den Grad der Liebe, die sein künftiger Lebenspartner für ihn empfindet, unterrichten“.

Eine solche Probe besteht z. B. darin, daß die beiden Liebenden an ihren Armgelenken mit Elektroden ausgerüstet werden, die mit einem Sphymographen in Verbindung stehen, einem Apparat, der die Kurve der Pulsschläge aufschreibt. Auf diese Weise kann man leicht den Grad der Erregung ablesen, der durch eine Umarmung oder einen Kuß hervorgerufen wird. Wenn einer von den beiden Liebenden bei dieser Zärtlichkeitsbezeugung keine schnelleren Pulsschläge aufweist, wenn auch die Muskelkontraktionen, die ein anderes Zeichen der Erregung sind, bei ihrer Messung schwach sind, so wird man daraus schließen können, daß die körperliche Zuneigung nicht sehr groß ist.

Eine andere Probe, die auf den ersten Blick etwas komisch erscheinen mag, aber doch sehr ernsthaft ist, kann die Größe des Mitgefühls mit dem anderen Teil der künftigen Ehe erkennen lassen. Der Arzt ritzt etwa den jungen Mann mit einem Messer an der Hand, so daß Blut fließt. Seine Braut ist mit einem ähnlichen Apparat wie bei der ersten Probe ausgerüstet, der ihre Herzschläge und Muskelkontraktionen mißt. Zeigt sie geringe Aufregung im Anblick der Verwundung, die ihrem Geliebten zugefügt wird, so wird man daraus schließen können, daß ihre Beweggründe zur Heirat selbstsüchtiger Natur sind, daß sie nicht die Aufopferung und Hingebung besitzt, die für eine Heirat nötig sind. Dieselbe Prüfung läßt sich natürlich auch beim Manne vornehmen.

Sehr wichtig ist auch das Studium der Nerven bei den beiden Liebenden. Keine Ehe wird glücklich sein, in der beide Teile nervös sind. Ist der Mann ruhig und die Frau leicht aufgeregt, dann kann es schon eher gehen, denn der eine Teil wird den anderen beruhigen. Um nun diese nervöse Veranlagung zu erkennen, wird die nervöse Reaktion der beiden Prüflinge auf einen plötzlichen lauten Knall, etwa beim Abschießen eines Revolvers, festgestellt. Werden beide dadurch mehr als ein normales Nervensystem erschreckt, so sollten sie sich nicht heiraten.

Grensback verspricht sich viel von dieser Eignungsprüfung für die Ehe; er meint, wenn man die Befähigung des einzelnen für einen Beruf so genau durch die psychologischen Methoden feststellen könne, dann muß es auch möglich sein, über den schicksalschwersten Beruf, nämlich den des Ehegatten oder der Ehefrau, in jedem bestimmten Falle genaue Angaben zu machen.

Wir bringen diese Nachricht nur als ein Schulbeispiel dafür, wie weit sich Gelehrtengeist zu Absonderlichkeiten versteigen kann, die geradezu ans Lächerliche grenzen. Es gibt Unwägbarkeiten im menschlichen Fühlen, die nicht mit Apparaten gemessen werden können. Und zu denen muß man auch die Liebe von Mann und Weib rechnen.

Herrscher von eigenen Gnaden.

Monarchen unbeglaubigter Länder hat es vor dem Saharakaiser Lebaudy, der vor einigen Jahren von sich reden machte, schon mehrere gegeben, nur daß sie nicht die Reklametrommel rührten, sondern in der selbstgewählten Abgeschiedenheit ihres Reiches ihre Tage verbrachten und recht schlecht zum Besten ihres Landes „regierten“. Ein Deutscher namens Geisler lebte jahrelang auf einer der sogenannten Cocosinseln als unbeschränkter Herrscher. Er hatte von der Regierung in Costa Rica die Genehmigung zur „Einnahme“ dieser weltfernen Insel erhalten und durfte sich stolz als „Gouverneur“ bezeichnen. Die erhofften Schätze, nämlich Gold, fand Geisler nicht; er ließ sich deshalb aber nicht aus seinem Reich vertreiben. Mehr als 40 Jahre waltete er als gütiger Herrscher über das Land, machte sich um den Anbau von Früchten verdient, förderte Ackerbau und Viehzucht und erhob die wenigen Urbewohner dieser Insel auf eine geistig höhere Stufe. — Gleichzeitig auf einer dieser im Indischen Ozean gelegenen Inseln regierte von 1825 an ein schottischer Seemann namens Roß. Auch ihn hatte kein Gesetz als König anerkannt. Trotzdem herrschte er unangefochten, und Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts erlosch die „Dynastie Roß“, die ihren Ursprung gern auf eine alte Jakobinerfamilie, die in der Geschichte Schottlands eine wichtige Rolle gespielt hatte, zurückführte. — Ein englischer Geistlicher Heavens siedelte sich 1834 nach Verständigung mit der Regierung in Lundy Island (Scillyinseln) an. Er zog einige Arbeiterfamilien mit sich, denen er den Kampf ums Dasein erleichtern wollte, und einzelne Leute, für die er von dem milden Klima seines neuen Reiches Wiederherstellung der Gesundheit erhoffte. Er betrachtete sich als Präsident der Republik Lundy, regelte Handel und Wandel nach selbstgeschriebener Verfassung, eröffnete dem Land kleinere Absatzgebiete und führte sogar eine Gerichtsverwaltung ein, die nach seinem Tod bei Übernahme der Insel von England als rechtsgültig weiter fort besteht. —In neuerer Zeit haben reiche englische Lords und amerikanische Multimillionäre öfter auf einsamen Inseln eine Art Hofhaltung und Regierung geführt. Da es sich hier aber um käuflich vom Staat erworbenen Grund und Boden handelt, so können diese neuzeitlichen Einsiedler nicht als Monarchen angesehen werden, zumal sie sich stets den Gesetzen des Stammlandes fügen müssen.

□ □ Bunte Chronik □ □

* **Die größten Bibliotheken der Welt.** Eine Zusammenstellung der „Bibliotheken von 50 000 und mehr Bänden und ihre geographische Verteilung auf der Erde“ hat ein argentinischer Gelehrter veröffentlicht und damit einen lehrreichen Überblick über die Zentren des wissenschaftlichen Lebens geboten. Wie im „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel“ hervorgehoben wird, steht Deutschland in dieser Zusammenstellung unter den Völkern der Welt an zweiter Stelle. Die meisten Bibliotheken mit über 50 000 Bänden besitzt Nordamerika. Aber Deutschland weist ein Viertel der gesamten Bücherschätze dieses Erdteils auf. Es besitzt mit 10,3 Millionen Bänden in seinen Universitätsbibliotheken fast ebenso viele Bände, wie die Universitätsbibliotheken von England, Frankreich und Italien mit ihren 12 Millionen Bänden zusammen. Dabei fällt noch der Verlust der früher deutschen Bibliothek Straßburg, die mit ihren 1,2 Millionen Bänden die größte Universitätsbibliothek der Welt ist, zugunsten Frankreichs in die Wagschale. Im ganzen besitzen die 160 größten deutschen Bibliotheken 29,5 Millionen Bände.

*

* **Gutgewählte Lebensretter.** Eine junge Italienerin hat ein Beispiel dafür gegeben, wie richtig es ist, sich bei Selbstmordversuchen auch die richtigen Retter auszusuchen, damit diese an und für sich doch recht waghalsige Manipulation auch ihren Zweck erfüllt. Freilich so gut wie sie wird es nicht jeder treffen, denn wer hat gleich zwei Heldentenöre zur Hand, die in der Musikwelt Berühmtheiten sind und nun einmal zur Abwechselung statt Herzen zu brechen, ein Menschenleben gerettet haben. Und wenn die heldentenörlichen Lebensretter nun von der Gesellschaft des Kurortes, in dem sich diese Geschichte abspielte, noch mehr geliebt, geehrt und gefeiert werden, wenn in dieser Beziehung überhaupt noch Steigerungen möglich sein können, so besitzt andererseits die junge von den Geldmiseren zum Selbstmordversuch getriebene Dame durch das Interesse, das sie durch die beiden Retter auf sich gezogen hat, ein hübsches Sümmchen von etlichen tausend Liren, das ihr von den großen und kleinen, stillen und lärmenden Verehrern der beiden Heldentenöre gestiftet worden ist. So haben ihr die beiden Retter auch in weiterem Sinne das „Leben“ wiedergegeben. Heil ihnen!

*

* **Telegraphieren ist gefährlich.** Nach der Berliner Erstauff"hrung von Bronnens Drama „Vatermord“ stürzt ein Wiener Dramaturg zum nächsten Postamt und gab an seinen Direktor folgendes Telegramm auf: „Rate dringend zum Vatermord!“ Der Postbeamte erblaßte, sah den Schriftsteller genau an, erkannte, daß es sich um keinen normalen Menschen handle, und bat um Angabe des Namens und der genauen Adresse. Einige Minuten später war die Polizei verständigt und der arme Theatermann wurde unauffällig mehrere Tage beobachtet.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.